

## **Peter E. Rytz**

Eschenbach, wachgeküsst von Volkmar Förster.

*Versuch einer Annäherung*

1

Irgendwann Anfang der 80er Jahre im Vogtland. Schwül nistete der Sommer in den Tälern zwischen den Bergen. Selbst von dort oben kam keine erfrischende Entlastung.

Bleiern hatte sich das Land in sich selbst verkrochen. Die, die noch Träume hatten, hatten begonnen, sich aus dem Alltag, wo und wie immer sie das konnten, in ferne, abgelegne Ecken des umgrenzten deutschen, demokratischen Landes zurückzuziehen. Arbeit nach Vorschrift mit sowenig Aufwand wie nötig; umso mehr Engagement und Idee danach fürs Private. Eine weit verbreitete Selbstverständlichkeit für viele, damals.

Ein Leben voller Verlässlichkeit, überschaubaren Regeln in beiden Richtungen. Wissend um die „kurze Decke“ zwischen Versorgungsstandard und Existenzsicherung; gleichzeitig aber auch Nischen und Lücken findend, sich selbst „ganz anders“ zu erfahren. In einem scheinbar unabwehbaren Regelleben zwischen Wiege und Bahre gab es dennoch den schmalen Grat, wo der sehnsuchtsvolle Blick einen Heimatort finden konnte. Neben der Scheinwelt der sozialistischen Ambitionisten, abgeschlossen vom Rest der Welt und versehen mit den Heilsversprechungen eines gerechten Lebens für alle Zeit – allerdings erst nach der Gegenwart – entwickelten sich abseits davon andere Wirklichkeiten zu neuen Lebensorten. Wer wollte, konnte solche Orte finden – und sie für sich und andere, mit anderen gestalten. Ohne Anstrengung, Phantasie und Tatkraft blieben sie, was sie über Jahrzehnte geworden waren: verlassene, unbewohnte, halbtote Orte. Da, wo solche Dornröschen-Orte wachgeküsst wurden, konnten sie zu magischen Orten von Selbstentdeckung, zu Versöhnungsorten werden. Ideen, Mut zum Risiko und – vielleicht das Wichtigste – Grundvertrauen zu sich selbst und zu denen, die mithalfen, eine andere Wirklichkeit in der Wirklichkeit „Wir-konnten-ja-nicht-anders“ lebendig werden zu lassen, schufen Bewegung, wo Stillstand zur Stille mutiert war.

Der Auszug in Nischen, die Stadt und Land trotz oder gerade wegen der linear verordneten und organisierten Gesellschaftsstruktur hatten, bot die Chance, inneren Distanzierungen zu den vorgestanzten Lebensgestaltungsrahmen einen Versöhnungsort zu geben. Wenn Distanz sich nur selbst genügt, kann sie auf Dauer zur pathologischen Falle werden. Deshalb braucht Distanz auch Nähe, wo sie sich in Ursprung und Ziel reflektieren kann.

2

In diesem Sommer stand ich das erste Mal vor der Ruine des ehemaligen Wirtshauses in Eschenbach. In der Straßenbiegung eines vergessenen Straßendorfes mit 30, 40 Häusern gelegen, unterhalb des Ferienortes Schöneck. Eine halbe Stunde Fußweg vom 400-Seelen-Dorf Marieney ent-

fernt, wo ich selbst seit kurzem versuchte, ein altes Bauernhaus als See-  
len-Refugium für meine Familie und Freunde zu beleben.

Kein Lebenszeichen, nirgendwo. Vergessen, ganz offensichtlich schon  
lange von den letzten Bewohnern verlassen, dämmerte das Haus vor sich  
hin. Selbst die Wiese hatte schon begonnen, den ehemaligen Tanzboden  
des Wirthauses zu erobern. Hier und da fehlende Dielenbretter, Fenster-  
flügel, Dachlatten hatten inzwischen fremde Liebhaber gefunden. Material-  
sucher und Improvisateure, fündig geworden, den Mangelalltag zu kom-  
pensieren, als einzige Lebensspuren in der Verlassenheit? Ein seltsamer  
Charme ging von dem Haus aus. Er verfolgte mich in den nächsten Mona-  
ten ständig in meiner Erinnerung.

3

Monate später, Frühjahr. Wieder vor dem Haus, war eine neue Lebendig-  
keit unmittelbar spürbar. Sie hatte ihren Grund nicht allein im Aufblühen  
der Natur im verwilderten Garten. Aus dem Haus drangen Kratzgeräusche,  
vermischt mit Radiomusik. Eingehüllt in eine Staubwolke lächelte mir  
Volkmar Förster zu. Klein, schnauzbärtig, Nickelbrille auf der Nase, rot-  
wangig, über das ganze Gesicht grinsend. Dieser erste Eindruck blieb über  
die Jahre, unverwechselbar.

Und damit begann meine Geschichte mit Volkmar. Volkmar der Komödi-  
ant, der Maler, der Lebenskünstler, jemand, der nach Eschenbach ge-  
kommen war, diesen zauberhaften Ort wach zu küssen. Anders als im  
Märchen, wo der Prinz nur ein paar Dornensträucher zur Seite biegt, das  
schlafende Mädchen Dornröschen wach küsst und alles ist von geheimer  
Zauberkraft in Ordnung gebracht, war es mit einem einmaligen Kraftakt  
nicht getan. Volkmar hatte mutig seine Vision wie einen Hut in den Ring  
geworfen: Hier bin ich, hier bleibe ich, hier werde ich sein! Es war wie eine  
unausgesprochene Einladung an andere, einen Weg freizulegen, der ver-  
sprach, zum Selbst zu führen. Zu einem Selbst, das die Möglichkeit bot,  
die vielfältigen inneren Distanzierungen in einem lebendigen Ort von Ver-  
trauen, von Gesprächen und von Gestaltung aufzulösen. So habe ich es  
für mich empfunden. So habe ich das für mich später formuliert. Volkmar  
hat davon weniger gesprochen. Er hat gemacht. Angebote zum Mitma-  
chen, zum Sich-Einbringen, zum Frohsein, zum Lachen. Manchmal war es  
wohl auch ein dionysisches Vergnügen für ihn zu sehen, wie der entste-  
hende Ort zu einem Freiraum zaghafter Freiheit wurde. Und wenn es nur  
das war, das nach intensiven Arbeitseinsätzen immer auch ein bisschen  
gefeiert wurde. Einmal, so erinnere ich mich, verführte die Sonne dazu auf  
der Wiese hinter dem Haus nackt sonnenzubaden. Das musste sich in den  
umliegenden Dörfern schnell herumgesprochen haben. Neugierig gewor-  
den, fuhren Kolonnen von Trabis langsam vorbei. Eingezwängt auf engem  
Raum sahen sich Menschen satt, schauten und schauten.

Volkmar füllte das Haus mit seinen Bildern, mit den Spielpuppen, mit Aus-  
stattungsstücken und mit Bühnenbilder von vergangenen oder kommen-  
den Theateraufführungen und schuf so mit seiner künstlerischen und  
menschlichen Präsenz eine kreative Wohlfühl-Atmosphäre, die ich im Lau-  
fe der Jahre immer wieder genossen habe. Ob als Zuhörer von Spiel und

Musik zwischen Puppenspiel und Jazz, ob als Teilnehmer an einem mehrtägigen Trommel-Workshop, ob als Gast seiner Geburtstage, ob als Akteur in einer Modenschau-Performance immer hatte ich das gute, beruhigende Gefühl: Es gut für mich, hier zu sein. Und wenn ich nicht dabei sein konnte, erfuhr ich aus den Erzählungen danach, dass ich etwas verpasst hatte. In Eschenbach zu sein, hatte für mich in den kalten Zeiten der 80er Jahre immer auch etwas von einer „Wärme-Zone“, in der ich Geist, Seele und Herz auftanken konnte. Zusammengehalten von Volkmar, dem Macher, dem Organisator, dem Inspirator sowie dem Künstler. Eine merkwürdige Faszination, die von diesem Ort ausging, Menschen anzog und sie mit sich selbst konfrontierte, geht heute von ihm für mich noch immer aus, auch wenn es dort inzwischen ruhiger geworden ist. Der Lauf der Zeit kann manchmal traurig machen. Aber für mich bleibt er der Ort, der mich einige Jahre mitgeprägt hat.

September 2002